

Astrid Schilcher  
Mitgefühl für den Teufel

Roman





[www.editionkeiper.at](http://www.editionkeiper.at)

© edition keiper, Graz 2018

1. Auflage Oktober 2018

literatur nr. 97

Cover, Layout und Satz: textzentrum graz

Coverfoto: Fotolia.de - 143993457, Stained Glass - devil. © jorisvo

Autorenfoto: @ Sissi Furgler

Druck: Printera

ISBN 978-3-903144-62-0



Astrid Schilcher

## Mitgefühl für den Teufel

Roman

## Prolog

*Please allow me to introduce myself (...)*

(Sympathy for the Devil – The Rolling Stones)

Die Vinylscheibe dreht fünfundvierzig Pirouetten pro Minute unter der Diamant-Tonnadel, lautstark untermalt von meiner charakteristischen Stimme. Männer schwören, ihr Klang löse einen unmittelbaren Whiskeygeschmack im Mund aus, während sie bei Frauen das Verlangen nach Karamellbonbons wachruft. Dieser 68er-Hit ist mein Lieblingssong, der Rock'n'Roll mein Genre, auch wenn mir viele fälschlicherweise solchen Tand wie *death* oder *black metal* andichten. Hey, ich bin ein Mann von Wohlstand und Geschmack, immer wieder amüsiert darüber, wie nahe Mick und Keith der Wahrheit gekommen sind. Das hypnotische Gitarrensolo findet in meinem minimalistisch möblierten 170-Quadratmeter-Luxusdachgeschoß über der Tuchlauben einen perfekten Resonanzraum. Sogar die Flammen hinter der Glasscheibe des Kamins flackern gebannt im Samba-Rhythmus. Als der Plattenspielerarm sich Richtung *No Expectations* vorarbeitet, lasse ich mich mit genüsslicher Vorfreude auf mein jungfräuliches Projekt in die bequemen Tiefen des graphitgrauen Ledersofas fallen.

Wien ist der perfekte Ausgangspunkt für mein Vorhaben. Keine andere Stadt ist so von Dekadenz, Zweckpessimismus und Friedhofsobsession geprägt wie Österreichs Bundeshauptstadt. Kein Wunder, dass Freud sich diesen Ort für seine Psychoanalyse ausgesucht hat. Ich fühle mich wohl inmitten all dieser kleinbürgerlichen Psychosen, genieße das regelmäßige Flanieren am Zentralfriedhof und meine Observationen der

Wiener Seele bei Geselchtem mit Kraut und Semmelknödeln im *Gasthaus Quell*. Vom einfachen Hackler bis zum Primarius trifft man hier ein beeindruckendes Kaleidoskop an echten Wiener Typen, die sich in traurem Miteinander an Wiens angeblich bestem Gulasch oder dem ebenfalls berühmten Reisleisch laben. Die Holzbänke ächzen und raunen mir vertrauliche Geschichten zu, die sich hier seit Ende des neunzehnten Jahrhunderts ereignet haben. Sie erleichtern mir das Verständnis für die Menschen dieser Stadt, mit ihrer eigentümlichen, nahezu liebreizenden Angewohnheit, die Lage stets als aussichtslos, aber niemals als ernst zu betrachten.

In der Innenstadt wecken das Hufgeklapper der Fiaker-Gespanne, der dampfende Gestank der Pferdeäpfel und die stereotypen Hipster-Bärte Erinnerungen an mein aufsehenerregendes Werken in Whitechapel im Jahre 1888. Nein, ich bin nicht der, den ihr »Jack the Ripper« nennt. Mein Verdienst ist es, einen verdrossenen, zurückgezogenen und farblosen Achtundzwanzigjährigen zu ewigem Serienkiller-Ruhm verführt zu haben. Und um den Spekulationen ein für allemal ein Ende zu bereiten, ihm sind exakt fünf Morde anzulasten. Mehr sind für meinen Zweck nicht nötig gewesen. Die restlichen Prostituiertenleichen gehen auf das Konto des alltäglichen Gewaltwahnsinns im damaligen Londoner East End, prächtiger Nährboden für Verderbtheit und Verbrechen sowie tödliches Pflaster für Straßendirnen.

Mein gegenwärtiges Vorhaben führt mich erfreulicherweise in erhabeneren gesellschaftliche Schichten. Zwar sind diese nicht minder von Fäulnis befallen, bieten aber zumindest in Sachen Gerüche, Essen und sonstiger Annehmlichkeiten eine exorbitante Verbesserung. Drei Namen stehen auf meiner Liste, das Spiel kann beginnen.

## Schwester Magdalena

Auf dem Umschlag steht in dunkelgrüner Tinte Marie-Therese Handler. Ende der Neunzehnjähriger fanden es meine Eltern offenbar schick, mich mit einem französisch klingenden Vornamen zu beglücken, während die Mehrzahl meiner Altersgenossinnen Julia, Sarah oder Stefanie hieß. Marie-Therese oder die Illusion von Eleganz in Favoriten. Hier, im Kloster der Benediktinerinnen, bin ich Schwester Magdalena im Dienste unseres Herrn.

Es ist elf Uhr dreißig, knapp vor Beginn der Mittagshore, als Schwester Dorothea mir mit von Skepsis hochgezogenen Brauen den Brief überreicht. Eilig wische ich mir meine von der Gartenarbeit erdigten Hände an der Schürze ab und lasse das Kuvert in den Falten meines Ordenshabitats verschwinden. »Meine Cousine, sie kann sich nicht an meinen Ordensnamen gewöhnen.« Die Unaufrichtigkeit entflieht meinem Mund wie von selbst, während mein Verstand noch hektisch versucht, die Unmöglichkeit dieser wohlvertrauten Handschrift zu verarbeiten. Sein unverkennbares, schnörkelverziertes Schriftbild hat schon immer täuschend weiblich gewirkt.

Meine Glaubensschwester nickt mir verständnisvoll lächelnd zu und stumm folge ich ihr auf dem schnurgeraden Kieselpfad Richtung Klosterkapelle. Abzweigungen sind hier nicht vorgesehen. Unterwegs wasche ich mir Gesicht und Hände mit kaltem Brunnenwasser, dankbar für dessen läuternden Effekt. In der rhythmischen Tagesgegenwart zwischen Gebet und Arbeit hat diese Schrift nichts zu suchen, ist ihre Existenz auf dem cremeweißen Papier

genauso undenkbar wie die Sünde, durch die meine Seele auf ewig gebrandmarkt ist. »Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.« Mein Flehen um Erlösung ist verzweifelt und hoffnungsvoll zugleich. Ich habe meinen Weg in diese Gemeinschaft und über sie zum Glauben gefunden. Es sind nun sechs Jahre, in denen ich Postulat, Noviziat und die Bewährungsprobe des Trienniums durchlaufen habe und schließlich der dauerhaften Aufnahme für würdig befunden wurde. Mit meinem einundzwanzigsten Lebensjahr habe ich mich von der fleischlichen Liebe verabschiedet und der Suche nach Gott zugewandt. Möge unser Herr mir in meiner Not einen Schritt entgegenkommen. »Und führe uns nicht Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen«, rezitiere ich mit meinen Ordensschwestern und spüre dabei die Realität des Briefes wie glühende Höllenkohlen auf meinem linken Schenkel.

Wie das Amen dem Gebet folgt das Zwölf-Uhr-Mahl der Mittagshore. In Gedanken versunken, löfle ich die mit selbst gezogenen Austernpilzen verfeinerte Erdäpfelsuppe, froh darüber, dass Essen in diesen Mauern rituell von Schweigen begleitet wird. Endlich erlaubt mir die Erholungspause vor dem erneuten Arbeitsbeginn um dreizehn Uhr den Rückzug auf mein Zimmer. Die nüchterne Kammer bietet meine einzige, fünf Quadratmeter große Privatsphäre im klösterlichen Gemeinschaftsleben. Ich spüre den Schlag meines aufgewühlten Herzens in Hals und Schläfen, als ich die Oberkante des Briefumschlages mit meinem Zeigefinger durchtrenne.

*Meine noch immer geliebte Marie-Therese, an diesem kalten Ort fehlt mir jegliches Zeitgefühl, trotzdem denke ich mit*

*jedem Ein- und Ausatmen der Ewigkeit an dich und die leidenschaftliche Liebe, die in uns loderte.*

Aus meinen Händen ist jegliches Blut entwichen, als ich das Blatt gewissenhaft in winzige Schnipsel zerreiße. Ich will vergessen, will endlich meinen Frieden. Die Uhr schlägt die dreizehnte Stunde, Zeit für weitere Gartenarbeit.

## Mario Sladek

Sechshunderttausend registrierte User und wieder keine Message über love.at. Die Bräute sind alle gleich, stehen auf großspurige Arschlöcher, machen auf prüde und sind in Wirklichkeit oberflächliche Schlampen. Die eine, Jutta, hat anfangs echt ultranett gewirkt. Nach der dritten E-Mail kam dann keine Antwort mehr. War wohl doch nichts mit »Ich sehne mich nach jemandem mit Herzensbildung und inneren Werten, mit dem ich lachen und Pferde stehlen kann«, wie sie in ihrem Profil behauptet. Bei der Arbeit im Call Center lästern sie hinter meinem Rücken, Männer wie Frauen, und nennen mich den Supernerd. Dabei könnten sie sich alle etwas anschauen von mir. Keiner sonst an der Technischen Support Hotline hat so bombige KPIs. Meine Leistungskennzahlen in Sachen Ticketanzahl, gelungene Problemlösung und Kundenzufriedenheit sind ungetoppt. Dass ich vermutlich nie zum Teamleiter befördert werde, juckt mich wenig, ich mache meinen Job gern, aber einen Funken Respekt wird man wohl erwarten dürfen.

Ich überlege kurz, ob ich mein Profil updaten oder meine Suchkriterien weiter fassen soll, entscheide mich aber dagegen. Schließlich weiß ich, wer ich bin und was ich will, daran gibt es nichts zu rütteln. Geradlinigkeit zahlt sich am Ende aus und irgendwann werde auch ich eine romantische Erfolgsstory auf dieser Seite hinterlassen, davon bin ich überzeugt. Sicher, es wäre geil, eine Freundin zu haben, aber es geht auch ohne. Wenn man mit dreiundzwanzig noch jungfräulich ist, kommt es auf ein paar Monate auf und ab auch nicht mehr an. Die Teenager-Jahre und ihr zwingender Drang, mir mehrmals täglich einen runterzu-

holen, liegen Gott sei Dank hinter mir und auf den Status »habe gefickt« kann ich für mein Selbstwertgefühl ganz gut verzichten.

Der Timer meines iPhones piept, die Salamipizza ist fertig. Ich beende love.at, hole mir eine Cola aus dem Kühlschrank und zerteile mein Abendessen mit dem Pizzaschneider in acht gleichmäßige Dreiecke. Die *Original Meisterpizza – Salami - traditionell im Steinofen gebacken*, hat bei der Stiftung Warentest am besten abgeschnitten und ich kann mich dem Urteil voll anschließen. Der Boden ist zart und knusprig zugleich, der Belag ausgewogen und angenehm würzig - mein absoluter Favorit. Letzte Woche habe ich vom Supermarkt Vorteilsclub einen Aktions-Bon für sämtliche Tiefkühlpizzas bekommen und mir gleich sechs davon gekauft. Für mehr ist leider kein Platz in meinem Gefrierfach. Ich lege mir noch ein paar Servietten zurecht und mache mich bereit für den besten Teil des Tages. Morgen habe ich erst ab vierzehn Uhr Dienst, einer ausgedehnten Spielsession steht also nichts im Wege.

In *World of Warcraft* habe ich mir als Blutelf-Krieger auf Seite der Horden beharrlich Ansehen erkämpft. Meine Nahkampfaktik, besonders das kolossale Schmettern, sowie meine Waffenfertigkeit und Loyalität sind in den einschlägigen Foren bereits legendär und haben mir den Ruf-Level *Respektvoll* eingebracht. Andere Helden wollen Allianzen mit mir schließen und bei heiß diskutierten Themen hat mein Standpunkt in der Online-Community Gewicht. Erst gestern habe ich der affigen Debatte, ob Blutelfen schwul seien, ein für alle Mal ein Ende gesetzt.

Ich befinde mich im von mächtigen Berggipfeln umgebenen Schattenhochland, in dessen Halbdunkel die Schatten tiefer und die Elemente gnadenlos sind. Mein Quest ist es, den die Bastion des Zwiellichts stürmenden Horden zur Hilfe zu eilen. Mit meiner Seelenklinge töte ich Marinesoldat um Marinesoldat der Allianz. Ein Chat-Fenster öffnet sich und Abadin, der Anführer unserer Legion, gratuliert mir persönlich: »Stolze Leistung, Sanguinum. Geiles Gemetzel.« Das ist das zweite Mal, dass Abadin mir seine Aufmerksamkeit schenkt. Ich fühle mich geehrt. Aus einem verpfuschten Tag ist doch noch ein erfreulicher geworden.

## Dr. Albert Bussek

Es lebt sich angenehm als mittelalterlicher Junggeselle in Alt-Hietzing, besonders, wenn man eine Jahrhundertwende-Stadtvilla geerbt hat, die sich in pastelligem Schönbrunner Gelb dezent zwischen ihre mächtigeren himmelblauen und cremefarbenen Nachbarn schmiegt. Hier ist die Welt noch in Ordnung. Man grüßt sich, plaudert über den Gartenzaun und lädt einander zu Kaffee und Kuchen ein. Hundebesitzer räumen den Kot ihrer gepflegten Golden Retriever oder - bei älteren Hofratswitwen beliebt - übergewichtigen Dackel gewissenhaft weg, was sich schlagartig ändert, sobald man den Wienfluss Richtung Penzing überquert. Die Ungezogenheiten der verhätschelten Schnöselkinder beschränken sich auf Biederkeit gepaart mit jugendlicher Arroganz und ab und an harmlosen Drogenmissbrauch, der dem örtlichen Gymnasium den Spitznamen *Kiffergasse* eingebracht hat. Man zeigt sich hilfsbereit, was in meinem Fall bedeutet, einigen Nachbarschaftssprösslingen Latein-nachhilfe zu geben und ihren Eltern gelegentlich mit juristischem Rat zur Seite zu stehen - gegen eine Essenseinladung, versteht sich. Beifall ernte ich für mein Engagement in der Flüchtlingshilfe-Initiative *Hietzing engagiert sich*, die ich mit einer stattlichen Summe Geld sowie im Bedarfsfall auch mit Rechtsbeistand unterstütze. »Wenn das Leben zu einem gut ist, ist man quasi verpflichtet, etwas an die Gesellschaft zurückzugeben«, pflege ich bei jeder Gelegenheit zu betonen.

Mein Wochentag beginnt bevorzugt mit einem Sieben-Uhr-Wiener-Frühstück im Café Dommayer, in dessen gediegenem Biedermeier-Interieur man sich in eine Strauß-

Operette versetzt fühlt. Die Kellner zeichnen sich durch eine einwandfreie G'schamster-Diener-Einstellung aus und kennen mich beim Namen. Melange, Butterkipferl, Handsemmel, Butter, Marmelade und Ei werden geschickt vor mir auf dem kleinen Marmortisch drapiert und der *Standard* selbstverständlich dazu gereicht, wofür ich mich durch großzügiges Trinkgeld erkenntlich zeige. Pünktlich um acht besteige ich dann meinen mitternachtsblauen Audi, um Richtung Kanzlei *Bussek, Hampelmayr und Partner* im Ersten Bezirk aufzubrechen. Zuweilen variere ich diese Routine durch ein Business Frühstück mit Orangensaft und einem Schinken-Käse-Kornspitz, die Melange bleibt konstant.

Diesen Morgen steht als Erstes Pro-Bono-Beratung für das Caritas-Klientel auf meiner Agenda. Eine mazedonische Putzfrau wurde von ihrem Dienstgeber, einem Logistik- und Transportunternehmer, nicht ordnungsgemäß angemeldet. Nachdem man ihr drei Monate den spärlichen Lohn vorenthalten hatte, wagte die zierliche Alleinerzieherin eine zaghafte Beschwerde. Diese wurde mit der Drohung quittiert, dass sie die Anmeldung hätte überprüfen müssen und folglich Schwierigkeiten mit den Behörden bekommen würde. Arbeitsrecht ist meine Expertise, solche Fälle sind simple Routine. Ich beruhige die verängstigte Frau und gemeinsam mit ihrem Sozialbetreuer definieren wir die weitere Vorgangsweise. Normalerweise sind derartige Angelegenheiten mit einem bösen Brief meinerseits aus der Welt geschafft.

Danach überprüfe ich für einen Klienten neue Dienstverträge auf Rechtsrichtigkeit, bei gleichzeitig maximaler

Wahrung der betrieblichen Interessen. Heute ist Freitag, somit steht noch die wöchentliche Abstimmung mit meinen beiden, auf Wirtschaftsrecht spezialisierten, Partnern auf der Tagesordnung. Jeder skizziert überblicksmäßig den Stand seiner aktuellen Fälle, dann diskutieren wir noch rasch kommende gesellschaftliche Events bezüglich ihrer Eignung zum Networking. Das war's dann. Während der Besprechung fühle ich das Heranziehen einer nagenden Unruhe, die mich von Zeit zu Zeit beschleicht wie eine feige, hungrige Hyäne. Für solche Fälle habe ich mir ein kleines, verstecktes Häuschen im nahen Laab im Walde zugelegt, wo ich abtauchen und durchatmen kann, wenn das rechtschaffene Korsett ein Euzerl zu eng wird. Mit einem knappen Anruf kündige ich meinem dortigen Verwalter mein Kommen an und instruiere ihn bezüglich der von mir gewünschten Vorbereitungen. Eine Reisetasche, gepackt mit den Necessaires für ein Wochenende, liegt für derartige Spontanitäten stets im Kofferraum meines Wagens bereit. Ich nehme die Route über die A23 und Perchtoldsdorf. In sechsundvierzig Minuten bin ich am Ziel und meine Unruhe hat sich indessen zu einem vorfreudigen Kribbeln gewandelt. Welche Leckerbissen hat mein teurer Verwalter wohl für mich vorbereitet?



## Pläne und Erinnerungen

Zufrieden mit meinem Wortgeflecht presse ich das Löschpapier auf den Briefbogen. Ich hatte schon immer ein Faible für grasgrüne Tinte. Diese Farbe mutet auf den ersten Blick so harmlos harmonisch an, weckt Assoziationen von Hoffnung, Lenzzeit und Leben. Die finsternen, verschlossenen Kammern unseres Unterbewusstseins erfassen hingegen intuitiv die andere Seite: Neid, Gift, das Dämonische. Nicht von ungefähr zeichnen Kinder Monster und Nixen häufig mit grünen Haaren und Zähnen. Das Grün selbst ist dabei weder gut noch böse, bloß ein Spiegel für die Seele des Betrachters.

Wie lange werde ich wohl brauchen, bis sie sich gänzlich in meinem feinmaschigen Netz verheddert und ertrinkt? Ich tippe auf maximal drei Monate. Die Tinte ist inzwischen zur Gänze getrocknet, ein letzter prüfender Blick überzeugt mich von der Meisterhaftigkeit meines Handschriftimitats. Nun werde ich mein Kunstwerk in einen der gelben Briefkästen werfen und die Reaktion auf meinen Schachzug beobachten. Mein finaler Triumph steht außer Frage, um die Partie herausfordernder zu machen, strebe ich ein Matt in maximal sechs Zügen an, da muss jedes Manöver perfekt konzipiert sein.

Das Wetter zeigt sich von gefälliger Heiterkeit, selbst der übliche enervierende Wind macht ein Schläfchen. Ich sende den Brief auf seine Mission und nutze den restlichen Nachmittag zum Flanieren durch die Innenstadt. Da im *Kleinen Café* das Bier besser mundet als die schwarze Brühe, nehme ich mit einem *Ottakringer* Vorlieb und beobachte das rege Trei-

ben am Platz vor der Franziskanerkirche, einst Büsserinnenkloster, in dem ehemalige Dirnen zur Sühne untergebracht waren. Auf der schlichten Westfassade zieht ein Putte mit einem Totenschädel in seiner linken Hand meinen Scharfblick auf sich. Ich liebe derartige Details, Ermahnungen an die Todesfurcht, mit der die katholische Kirche herdenweise ihre Schäfchen ködert. Jeder in der Branche der Seelenfängelei hat nun mal sein eigenes Rezept. Meines ist simpel und wirkungsvoll, ich arbeite mit dem innewohnenden Bösen, hege und transformiere es nach Zweckdienlichkeit.

Ein geeignetes Werkzeug, erfüllt von Hass, Gier, Bitterkeit oder sonstigen dunklen Trieben, findet sich rasch. Die größte Hürde ist im Regelfall die Kontaktaufnahme. The Ripper, sein wirklicher Name tut nichts zur Sache, war diesbezüglich sogar für mich eine echte Herausforderung. Als Spross einer dominanten Mutter mit Hang zu billigen Männern und noch billigerem Gin und eines schwachen, unbedeutenden Vaters entwickelte er ein Desinteresse an seinen Mitmenschen und zog das Malträtieren von Katzen und Ratten in sicherer Abgeschiedenheit den üblichen Sozialkontakten vor. Die einzige Chance auf Annäherung boten die örtlichen Pubs, die er nach seinem Tagewerk als Hilfskraft im *Metropolitan Free Hospital* frequentierte. Sein Favorit, *The Ten Bells*, lag praktisch auf seinem Heimweg in die Newark Street. Dort trank er selten mehr als zwei Stout, niemals Gin, in unauffälliger Isolation und hatte weder Augen für die anderen Besucher noch das kunstvolle Fliesengemälde, das noch heute die Rückwand des Etablissements zierte. Zuweilen entschied er sich auch für *Ye Frying Pan*, wo es mir nach einer Woche stiller Observation gelang, ihn in eine kurze Konversation zu verstricken.

»Meine Mutter ist eine vermaledeite Hure. Frauen, die saufen und sich von jedem ficken lassen gehören gerichtet. Habe ich recht?«, lallte ich mit vorgegaukelter Trunkenheit und prostete meinem Zielsubjekt am Nebentisch zu. Dabei achtete ich sorgfältig auf die richtige Lautstärke, ausreichend gedämpft, um kein Aufsehen zu erregen und hörbar genug, dass der designierte Ripper mich unmöglich ignorieren konnte. »Du machst mir einen anständigen Eindruck, ich wette, deine Mutter ist eine von der tugendhaften Sorte.« Als Reaktion erntete ich ein ausweichendes Schulterzucken, gefolgt von einem herzhaften Schluck vom cremigen Bier. »Ich bin Aaron.« Schüchtern ergriff er meine ausgestreckte Hand und nannte folgsam seinen Namen. Damit war unser Pakt besiegelt.

Die Glocken der Franziskanerkirche holen mich zurück in die Gegenwart. Ich leere den letzten Schluck des hellen Lagerbiers, dessen Geschmack als ausgewogen beschrieben wird, ein schmeichelhaftes Synonym für Mediokrität. Am Tisch hinter mir diskutieren inmitten der Touristenschwärme des ersten Bezirkes rar gewordene Ur-Wiener die aktuelle Flüchtlingsproblematik und die bevorstehenden Wiener Gemeinderatswahlen. Ich lausche gespannt und fühle mich bestätigt, dass die Bereitschaft unreflektiert zu hassen und verdammen nach wie vor ungebrochen ist. Der Durchschnittsmensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges eben nicht bewusst. Über einen Mangel an für mich verwertbaren niedrigen Gesinnungen brauch ich mir wahrlich keine Sorgen zu machen. Frohgemut winke ich dem Kellner und begleiche meine Rechnung. Ein Blick auf meine Taschenuhr offenbart, dass ich noch ausreichend Zeit für einen Spaziergang in die Wollzeile habe, um

in meiner Stammbuchhandlung zu schmökern. Besonders Lebensratgeber und Esoterik haben es mir angetan: *Schlank ohne Sport, Reich ohne zu arbeiten, The Power – Die Kraft alles zu bekommen, was man sich wünscht*. Diese Rubriken gewähren mir wunderbare Einblicke in die Sehnsüchte der Menschenseelen und sind mir wertvolle Inspiration bei der Konzeption effektiver Köder.

Auf dem Heimweg besorge ich beim *Meinl am Graben* die Zutaten für ein Boeuf Stroganoff. Während ich Zwiebel, Champignons und Gurkerln fein schneide und den Rindslungenbraten vorbereite, sinniere ich über geeignete Lockmittel für die anderen beiden Namen auf meiner Liste. Kochen funktioniert bei mir verlässlich als Kreativitätskatalysator und beim genüsslichen Verzehr des Abendmahls zeichnet sich langsam ein greifbarer Plan in meinem Kopf ab. Seine Eleganz und Effizienz sind brillant. Zufrieden mit mir selbst durchstöbere ich meine Plattensammlung. *Queen, Seven Seas of Rhye*, bilden den perfekten musikalischen Auftakt zu meinem nächsten Akt. Ich bin bereit. Fürchtet mich, ihr bigotten Seelen, denn ich werde mir holen, was mein ist.

## Zweiter Teufelsbrief

Verdrängung gehört zu meiner persönlichen Psychohygiene. Der strenge Tagesrhythmus, vollgepackt mit Arbeitspflichten und Andacht, erleichtert die strikte Reglementierung und Fokussierung der eigenen Gedanken. Der Herbst zieht heran und verlangt reichlich Aufmerksamkeit im Garten, meiner Domäne. Blumenzwiebel wollen gepflanzt und Rosen geschnitten sowie mit Laub vor der kommenden Kälte geschützt werden. Beeren und Obst sind ein letztes Mal zu ernten und die Gemüsebeete auf ihre Winterruhe vorzubereiten. Ich habe den Herbst immer gemocht. Die Sonne verwöhnt uns noch mit warmen, goldenen Strahlen, ihr Licht ist nicht mehr so narzisstisch grell wie im Sommer. Der ewige Kreislauf von Sterben und Werden in der Natur hat etwas Tröstliches.

Das Klosterleben verlagert sich wieder mehr nach drinnen, bringt beschauliche Bastelarbeiten mit den unserer Obhut anvertrauten behinderten Kindern und unsere musengeküsste Schwester Agathe erfreut die Gemeinschaft mit Aquarellmalkursen und Gedichtlesungen. Ich für mich bezeichne die taktgebende Zeitqualität als schöpferische Entschleunigung und widme mein Geschick der Verarbeitung der herbstlichen Gartengeschenke zu kulinarischen Gaumenfreuden. Kochen ist ein wunderbares Ventil für meine domestizierte Sinnlichkeit. In einem rotgebundenen Notizbuch habe ich begonnen, meine Rezeptideen festzuhalten und stehe mittlerweile bei stolzen sechzehn. Mein persönlicher Favorit ist der Kürbis-Fenchel-Strudel mit Kressesauce, aber auch die karamellisierte Birnentarte ist ein echtes Schmankerl geworden.

Wieder ein Tag, der im Nu verflogen ist. Nach dem Komplet rezitiert Schwester Agathe noch Rilke: »Herr: Es ist Zeit. Der Sommer war sehr groß.« In der Schule mussten wir dieses Gedicht auswendig lernen. Ich erinnere mich, dass ich es nicht ausstehen konnte. Die Zeilen lösten in mir Angst vor Verlust und Einsamkeit aus. Selbst heute, in der Geborgenheit meiner Glaubensschwwestern, spüre ich einen Anflug von Beklemmung. Im Bett lese ich daher ein paar Seiten im Lukas-Evangelium, das ich als besonders tröstlich empfinde, bis mir die Augen zufallen und ich in einen tiefen, traumlosen Schlaf sinke.

Umwoben von herbstlichen Morgennebelschwaden bin ich gerade dabei, das gefallene Laub für den Komposthaufen einzusammeln, als Schwester Sophia, eine unserer Novizinnen, auf mich zukommt. Ich sehe einen Umschlag in ihrer Hand und habe augenblicklich das Gefühl, die Erde unter mir öffne sich, um einen Blick auf die Hölle freizugeben.

»Ist dir nicht gut?«, ihre besorgte Stimme holt mich zurück, ein Rettungsseil vor dem Abgrund.

»Nein, nein, mir war nur kurz schwindlig. Alles in Ordnung, habe wohl zu lange gebückt gearbeitet.«

»Der ist gerade für dich gekommen. Komm rein und trink einen Kräutertee, das wird dir gut tun.«

Ich fühle mich außerstande, den Unglückskünder anzufassen. »Würde es dir was ausmachen, ihn in mein Zimmer zu legen? Ich komme dann gleich in die Küche, fege nur noch schnell die Blätter hier zusammen.«

Sophia nickt fürsorglich, marschiert zielstrebig Richtung Klostergebäude und lässt mich alleine mit meinen Dämonen zurück. Ich sinke auf die Knie und flehe: »Herr,

wache über mich und meine Seele. Halte schützend Deine Hand über mich und gib mir Frieden für mein unruhiges Herz.« Bis zur Nachtruhe vermeide ich es, mein Zimmer zu betreten. Die sture Konzentration auf die Verrichtung meiner Arbeitspflichten bringt mich vorübergehend auf andere Gedanken. In der eingekehrten Stille führt jedoch kein Weg mehr an der Auseinandersetzung mit dem Brief vorbei.

*Geliebte Marie-Therese, ich möchte, dass du weißt, dass ich dir verziehen habe. Aber hast du dir selbst vergeben? Bist du deswegen hinter Klostermauern geflüchtet? Dein Gott kann dir die erhobene Absolution nicht erteilen, das hast du mittlerweile wohl schon selbst erfahren. Nur der Dialog mit mir, Auge in Auge, Herz an Herz, wie einst, kann dich erlösen.*

Zum ersten Mal fürchte ich die wachsende Dunkelheit und zweifle an der liebevollen Gnade unseres Herrn.

## Zurückweisung und Einladung

Freitag Abend, auf zur Abteilungsfeier. Unser Team hat den internen First-Call-Resolution-Wettbewerb abgestaubt und Abtanzen im Prater Dome ist angesagt. Ich weiß, dass mein Anteil daran überproportional war, aber darüber verliert wie üblich niemand ein Wort. Sei's drum, ich genieße die abgefahrene House-Garage-Musik und die gratis Drinks in der Lounge. Normalerweise bevorzuge ich *Red Bull*, Alkohol ist nicht so mein Ding, aber ein *Flügerl* geht schon mal und erspart mir blöde Kommentare. Als mir das hirnlose, anzügliche Gequatsche der Kollegen-Clique zu sehr auf den Geist geht, stürze ich mich auf den Dancefloor. Sie spielen gerade *Work* von *Masters@Work* und die Soca-inspirierten Beats fahren so richtig ein. Ich bemerke, wie Augen an mir hängen bleiben. Tanzen kann ich. Daheim vor dem Spiegel immer wieder den Rassetanz der Blutelfen zu üben, hat sich bezahlt gemacht.

Plötzlich schwingt sie ihre Hüften vor mir und lächelt mich direkt an. Doris ist vor zwei Wochen in unser Team gekommen, mehr als »Hallo« war bisher nicht zwischen uns. Sie trägt ein pinkes Tank Top mit der Aufschrift *Look, I'm in 3D* über ihren Hammer-Titten. Als mir bewusst wird, dass ich diese anstarre, mache ich auf Tomate. Den Blick auf meine Füße gerichtet, versuche ich meine Kollegin und ihren Vorbau zu ignorieren. Aber daraus wird nichts. »Du hast es echt drauf«, schreit sie in mein Ohr und schiebt sich noch näher an mich heran. »Du bist auch nicht schlecht«, brülle ich zurück. Als die Musik zu *How Deep Is Your Love* wechselt, fährt sie sich mit den Fingern durch ihr blondes Haar, wirft den Kopf keck in den Nacken und rempelt

Foto: Sissi Furgler



**Astrid Schilcher** wurde in Graz geboren, wo sie seit 2016 auch wieder lebt. Sie studierte Kunstgeschichte, Dolmetsch und hat ein abgeschlossenes Volkswirtschaftsstudium. Gemeinsam mit ihrem Mann führt sie ein Consulting Unternehmen. Privat schon immer ein Büchernarr, gibt sie nun ihrer Erzählstimme Raum, mit der Intention, spannende Unterhaltung mit einem kritischen Blick auf unsere Gesellschaft zu verbinden und eingefahrene Denkweisen aufzurütteln.